

Ursula Mihciyazgan

DIE FREMDEN ALS „DIE ZU ENTFREMDENDEN“ UND DIE FREMDEN ALS „DIE ANDEREN“

Fremdheit im Christentum und im Islam aus religionssoziologischer Sicht

Zentrale These meines Beitrags ist die Annahme, daß in den beiden Religionen Christentum und Islam Fremdheit unterschiedlich konzipiert ist und damit unterschiedliche Umgangsweisen mit den Fremden angelegt sind. Diese Annahme möchte ich in vier Thesen präzisieren. Dabei geht es mir nicht um eine Bewertung der Konzepte, mein Anliegen ist es vielmehr, die Differenz herauszuarbeiten.

Die christliche Vorstellung vom Fremden ist im wesentlichen durch die Vorstellung geprägt, daß Jesus Christus selbst ein Fremder war. Die muslimische Vorstellung vom Fremden ist im wesentlichen durch die Vorstellung geprägt, daß der Prophet Mohammed selbst kein Fremder war.

Die religiösen Vorbilder

Theologisch ist ein Vergleich der zentralen Personen beider Religionen problematisch, denn es gibt gravierende Unterschiede: Jesus Christus ist Gottes Sohn, ist lebendig, der Prophet Mohammed ist ganz und gar menschlich, ist tot. Doch soziologisch ist dieser Vergleich legitim, denn beide Personen haben Vorbildcharakter für die Gläubigen.

Jesus Christus als Fremder

Jesus Christus wurde in der Fremde geboren; er kam in Bethlehem in einer Not-situation zur Welt. Der erwachsene Jesus Christus ist derjenige, der keine Fremden kennt: Matthäus 25:35: „Ich war ein Fremder unter euch, und ihr habt mich bewirtet.“ (In anderer Übersetzung auch: Ich war ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt.) Es gibt keinen Ort, an dem er

zu Hause ist. Wir erkennen hier, daß Jesus Christus als zentrale Figur des Christentums ein Fremder auf dieser Welt war und ist. Ja, wir können sogar sagen, daß im Grunde in seiner Person die Kategorie Fremdheit aufgehoben ist, denn wer keine Heimat hat, kann auch kein Fremder sein. Hinzu kommt, daß er selbst keine Fremden kannte, sondern nur Nächste. Und da er nicht gestorben, allgegenwärtig ist, ist der Fremde, der zugleich der Nächste ist, auch überall, unabhängig von einer Position im Raum. Insofern ist die häufig zu hörende Formulierung „die Fremde ist in uns“ konsequent, denn sie ist die säkulare Variante der christlichen Formulierung „Jesus Christus ist in uns“. (Vgl. Kristeva 1990, Brack 1992:45, Siefert 1990 u.a.)

Der Prophet als Bekannter

Diametral entgegengesetzt wird die zentrale Person im Islam gedacht: Der Prophet Mohammed wurde in Mekka im Stammesverband geboren. Auch wenn sein Vater schon vor seiner Geburt gestorben war und er auch seine Mutter wahrscheinlich mit sechs Jahren verlor, so war er doch aufgehoben in der Obhut seiner nächsten Verwandten. Sein Großvater (Abdalmuttalib) und sein Onkel (Abu Talib) haben ebenso für ihn gesorgt wie später seine Frau Hatice, die als wohlhabende Kaufmannswitwe ihm nicht zuletzt finanzielle Sicherheiten und Reichtum bot. Er lebte also nicht als Fremder, sondern integriert in die lokale Gemeinschaft, und wenn er von Mekka nach Medina gezogen ist, wenn er in die Fremde ging, so wohl auch deshalb, weil alle drei Personen gestorben waren, so daß seine Basis, auf der er seine religiösen Ziele verfolgen wollte, brüchig geworden war. In Medina gründete er bald ein neues politisches Gemeinwesen, dessen Mittelpunkt er war. Sein Status als Fremder war also nur von kurzer Dauer. Wir können daraus ableiten, daß

einerseits sein Fremdsein nicht essentiell zu seiner Person hinzugehört und daß er andererseits, indem er eine feste Gemeinschaft gründete, sehr wohl Fremde kannte, doch diese Fremden waren jeweils die anderen, die nicht zu seiner Gemeinde gehörten.

In diesem Vergleich werden m.E. bereits die wesentlichen Differenzen in der islamischen und christlichen Konzeption des Fremden deutlich. Ich möchte jedoch noch einen weiteren Gedanken anführen: Hierher gehören nämlich ebenso die unterschieden Vorstellungen von der jenseitigen Allmacht in beiden Religionen, die in ähnlicher Weise zu unterscheiden ist.

Fremdheit vs. Vertrautheit der jenseitigen Allmacht

In der christlichen Vorstellung ist die jenseitige Allmacht GOTT, der sich den Menschen in seinem Sohn geoffenbart hat. Im Alten Testament finden Christen die Aussage der Gottesebenbildlichkeit des Menschen (Moses 1:27: „Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“). Darin ist nicht nur eine Aussage über die Menschen (nämlich die, daß sie ihm ähnlich sind), sondern ebenso eine Aussage über die Menschenähnlichkeit Gottes enthalten. Gott wird anthropomorph (als Gottvater) gedacht. Für unseren Kontext heißt dies: Gott ist den Menschen nicht gänzlich fremd. Daraus folgt die Annahme einer personalen, dialogischen Beziehung zwischen Gott und den Menschen.

In der muslimischen Vorstellung ist die jenseitige Allmacht ALLAH, der sich den Menschen durch den Koran geoffenbart hat. Er hat viele Namen, über sein Wesen ist nichts zu sagen, denn er ist in allem. Er spricht zu den Menschen, doch dies ist eine einseitige Kommunikation. (Nur in der islamischen Mystik gibt es die Vorstellung der Annäherung und des Dialoges.) Der



In westlichen Gesellschaften: Das Fremde als das Zuentfremdende

Mensch ist der Hörende, Empfangende. Das heißt nicht, daß er nur passiv aufnimmt, denn auch das Aufnehmen, Hören ist ein aktiver Akt: Er muß die Botschaft interpretieren, um Seinen Willen verstehen zu können. Daraus folgt für unseren Kontext: Durch die Interpretation der Offenbarung (des Koran) soll nicht die Annäherung, sondern die bessere Erfüllung Seines Willens geschehen. ALLAH ist anders als der Mensch, der Mensch ist Ihm nicht ebenbildlich.

Vergleichend können wir festhalten, daß Christen eher versuchen, die Fremdheit zu Gott zu überwinden, während Muslime die Distanz zu ALLAH, der über alles erhaben ist, immer schon in Rechnung stellen. Hier zeigt sich das Problem der Fremdheit als Problem der Distanz: Während im Christentum (aufgrund des Diktums der Ebenbildlichkeit) die Überwindung der Distanz eine zentrale Bedeutung hat, ist im Islam die Distanz konstitutiv. (Dies ist z.B. sehr deutlich an den Gebetsri-

tualen zu erkennen.) Auch dies hat wichtige Konsequenzen für die unterschiedlichen Konzepte der Fremdheit:

In der christlichen Vorstellung ist das Fremde eine Übergangskategorie: Fremdheit ist zu überwinden. In der muslimischen Vorstellung ist das Fremde eine konstitutive Kategorie: Fremdheit kann nicht gänzlich überwunden werden.

Im folgenden werde ich aufzeigen, wie sich diese differenten Vorstellungen im Handeln der Muslime und Christen auswirken. Doch zuvor möchte ich den Begriff der Gläubigen ausweiten auf die Mitglieder der durch das Christentum geprägten, westlichen Gesellschaften und die Mitglieder der durch den Islam geprägten muslimischen Gesellschaften, denn es geht nicht um die Frömmigkeit der Mitglieder, sondern um das Denken in Kategorien, die religiös geprägt, aber unabhängig vom Glauben wirksam sind.

Das kognitiv Fremde

Das Fremde als Herausforderung

Wenn ich für das westliche Verständnis von Fremdheit als einer Übergangskategorie spreche, so ist damit gemeint, daß das Fremde als Herausforderung gesehen wird: Das Fremde gilt einerseits als etwas Angstausslösendes (und hat Anziehungskraft). Anders formuliert: Fremdheit erzeugt Spannung, die es auszugleichen gilt.

Die (westliche) Wissenschaft kann als

Versuch, die Fremde zu entfremden, betrachtet werden. Das Fremde im naturwissenschaftlichen Bereich sind die unbekanntes Gesetze der Natur, fremde Kulturen fallen in den Bereich der Ethnologie, das Fremde im Menschen in den Bereich der Psychologie etc.. Der Imperativ „die Fremde entdecken“ wirkt als Motor des Vorstoßens in noch Unbekanntes, und so haben die (westlichen) Wissenschaften viele Entdeckungen und Erkenntnisse gebracht.

Dieser Motor hat auf seiner Kehrseite die Beseitigung des Fremden zur Folge, denn das Fremde wird nicht nur bewältigt, sondern auch überwältigt: Indem es mit einem Netz von Ordnungssätzen überzogen wird, wird es handhabbar und im ökonomischen Sinne verwertbar. Und daher ist der Imperativ in seinen Konsequenzen expansionistisch. Als Beispiel sei auf Lateinamerika verwiesen. Der „neue“ Kontinent wurde entdeckt (auch wenn es ihn früher schon gab!). Nach Kolumbus wurde er handhabbar. Und auch heute fahren Wissenschaftler zu den Indianern am Orinoco, studieren ihre Verhaltensweisen, machen einen Film und ziehen so magisch Heerscharen von Abenteuer-Touristen an, die die letzten Fremden erleben wollen, und damit gleichzeitig das Fremde entfremden...

Der Fremde als das Andere

Der Fremde im muslimischen Denken ist keine Übergangskategorie. Die (nicht sehr zahlreichen) Reisen muslimischer Gelehrter in fremde Länder waren keine Entdeckungsfahrten, die Eroberungen zur Folge hatten. Dies hängt mit der obenerwähnten Fremdheit oder Distanz zu ihm zusammen: Auch mit größter Anstrengung ist Sein Wesen und folglich nicht alles auf dieser Welt kognitiv erfaßbar. Es gibt daher keinen Imperativ „die Fremde entdeck-

ken/erforschen". Fremdheit ist immer schon einkalkuliert. So hat das Fremde weniger Aufforderungscharakter.

Dennoch dehnte sich die Welt des Islam sehr schnell aus. Hierzu ein Hadith:

„Der Prophet soll gesagt haben: Ich wurde angewiesen, die Menschen zu bekämpfen, bis sie bezeugen, daß es keinen Gott außer Gott gibt und Mohammed sein Gesandter ist, bis sie das Gebet verrichten und die gesetzlichen Abgaben bezahlen. Kommen sie diesen Forderungen nach, so sind ihr Leben und ihre Habe vor mir sicher. Sie unterstehen dann einzig dem Gesetz des Islam, und Gott wird sie richten.“ (Buhari 1991: 36)

Wahrscheinlich erfuhr das Osmanische Reich seine enorme Ausdehnung aufgrund dieses Auftrags. Er führte zur Unterwerfung der eroberten Gebiete. Viele Unterworfenen nahmen die neue Religion an, (nicht selten taten sie dies, um Vergünstigungen zu erreichen). Aber nach der Eroberung erfolgte keine Installation eines muslimischen Bildungssystems. So war der Islam zwar expansiv, aber nur an der Oberfläche. Es ging darum, dem Gesetz des Islam Geltung zu verschaffen, aber es erfolgte keine Bewältigung des Fremden, keine Transformation des Inneren der Unterworfenen.

Ganz anders im Kolonialismus. Missionare brachten den „Eingeborenen“ in Afrika oder Indien die christliche Religion, und sie brachten ihnen „Bildung“ und damit ihre Kultur. Missionare und Kolonialmächte legten stets Wert auf die Erziehung (nicht für alle, sondern in erster Linie für Auserwählte, die Eliten). Diese Erziehung lief hinaus auf eine Umerziehung und damit auf eine Transformation der Lebensvorstellung der Einheimischen. Diese Transformation war und ist nachhaltig wirksam. Sie hängt m.E. aufs engste zusammen mit den westlichen Entfremdungsmechanismen, die in der Tiefe, im Inneren des einzelnen Individuums wirken.

Die Entfremdungsmechanismen betreffen nicht nur fremde Kontinente, fremde Kulturen, sondern auch das Fremde im einzelnen Individuum. Vor ca. einem Jahrhundert begann mit der Psychoanalyse die Erforschung des „unbekannten Kontinents“ im Menschen selbst. Aber schon im Mittelalter wurde mit der Beichte im religiösen Kontext die Erforschung des inneren Selbst institutionalisiert:

Durch Selbstbeobachtung sollten die unbekanntes Gefühle und Motive durchleuchtet werden (Hahn 1982). Und dies genau ist m.E. ein Imperativ des christlichen Denkens, der zur Modernisierung geführt hat. Die (westliche) Moderne hat religiöse, christliche Wurzeln. Sie entstand nicht so sehr durch die Verbesserung der Produktionstechniken (Stichwort „Industrialisierung“), sondern viel eher durch die Aufklärung, die das rationale, kognitive Erfassen der Welt als Ziel formulierte.

Im Islam gibt es keine Beichte: Das Innere des Menschen gilt nicht als das zu erforschende Unbekannte. Die Erkundung, das Studium der Quellen der Offenbarung, das richtige Verstehen des Willen Allahs sind primär, nicht die Erforschung der eigenen inneren Motive und Gefühle. Und in diesem Sinne ist wahrscheinlich auch die Wissenschaft auf muslimischer Grundlage anders zu konzipieren.

Dem Fremden als dem zu Entfremdenden in westlichen Wissenschaften steht das Fremde als das Andere, nicht vollständig kognitiv zu Erfassende in muslimischem Verständnis gegenüber.

So wie in muslimischen Gesellschaften die Minderheiten als Fremde, nicht zur Gemeinschaft Gehörende allzusehr ausgegrenzt werden, werden Minderheiten in westlichen Gesellschaften allzusehr eingegrenzt bzw. dann vehement ausgegrenzt, wenn sie sich dieser Eingrenzung, die häufig als Druck zur Assimilation erfahren wird, widersetzen. So ist es ihnen in ersteren leichter, ihre Eigenständigkeit zu

bewahren als in letzteren. Aber es fällt ihnen in ersteren auch schwerer, Diskriminierungen anzuprangern als in letzteren.

Damit sind wir bereits bei den praktischen Konsequenzen, die die unterschiedlichen Konzepte der Fremdheit im Alltag haben. Hierbei geht es weniger um das (kognitiv) Fremde, als vielmehr um die (sozial) Fremden.

Der sozial Fremde

Der Fremde als Gast

Ob als Fremde oder Bekannte, Jesus und Mohammed waren beide zeitweise Gast bei anderen. Beide wurden jeweils aufs Beste von ihren Gastgebern bewirtet. Im Islam spielt das Gastrecht eine wichtige Rolle, es ist koranisch verankert. Sure 51:24: Der Gast ist ehrenvoll aufzunehmen und auf beste Weise zu bewirten. In einem Hadith heißt es: „Wer an Allah und den Jüngsten Tag glaubt, soll seinen Gast ehrenvoll aufnehmen.“ (Buhari 1991:439)

Ich habe oben bereits aus dem Matthäus-Evangelium der Christen die Aussage: „Ich war bei euch Gast, und ihr habt mich beherbergt“ zitiert. Für unseren Kontext heißt dies, daß die Aufnahme von Gästen in beiden Religionen als verdienstvoll zählt. Doch sollten wir hier weiter betrachten, welche Konsequenzen die Fremdheit bzw. Bekanntheit des Gastes spielt, denn Jesus war der Fremde, dem eine Herberge gewährt wurde, der Prophet war der Bekannte, der jemandem einen Besuch abstattete. (Im Neuen Testament bleiben die Gastgeber Jesu meist anonym, in den Hadithen werden die Gastgeber des Propheten meistens namentlich genannt.)

Gast und Wanderer

Im christlichen Verständnis ist der Fremde auch der Wanderer. So wie Jesus unterwegs geboren wurde und auch

später keine Heimat hatte, wird der Fremde im christlichen Verständnis assoziiert mit dem Weg. Vielleicht müssen wir gar sagen, daß es im westlichen Denken kein Konzept für den stehenden, bleibenden Fremden gibt. Dies möchte ich an folgendem Denkmuster aufzeigen: Macht der Fremde auf seinem Weg Station, so ist er Gast. Gäste haben für einige Zeit Gastrecht und gehen dann wieder. Oder sie werden zu Bekannten, gehören dann dazu. Dies impliziert: Sobald er bleibt, kann er nicht mehr fremd sein, oder wenn er bleiben will, ist er abzuschrecken, sodaß er nicht mehr bleibt...

Völlig losgelöst vom religiösen Kontext erkenne ich das Muster in folgenden Aussagen: Immanuel Kant schrieb: „Es ist das Recht jeden Fremdlings, nicht feindselig behandelt zu werden und sich zur Gesellschaft anzubieten.“ Indem der Fremde sich „der Gesellschaft anbietet“, zeigt er, so meine ich interpretieren zu können, seine Bereitschaft zur Assimilation. In dem Moment ist er aber nicht mehr fremd, sondern vertraut.

Der Soziologe Georg Simmel schrieb bezogen auf die polnischen Wanderarbeiter zu Beginn des Jahrhunderts: „Der Fremde ist der Wanderer, der heute kommt und morgen bleibt.“ Auch in dieser Aussage kommt zum Ausdruck, daß ein stehender, bleibender Fremder nur schwer zu denken ist. Der Jurist Frankenberg, der kritisch das aktuelle deutsche Ausländerrecht analysiert, fügt dieser Aussage Simmels hinzu: „...Und, wenn wir ihn recht abschrecken, übermorgen geht.“ Er beschreibt die tieferliegende Logik dieses Rechts ironisch: „Wir brauchen keine Fremden. Es sei denn, die Fremden sind wie wir“. Wir können also sagen, daß der Fremde, sobald er nicht mehr wandert, auch nicht mehr oder nur schwer als fremd und anders gedacht werden kann. (Mir erscheint es offensichtlich, daß ein Zusammenhang zwischen dem kognitiv Fremden

als „Übergangskategorie“ und dem sozial Fremden als Wanderndem im westlichen Verständnis besteht.) Diesen Aspekt möchte ich in einer dritten These zusammenfassen:

Im christlichen Denken ist der Fremde assoziiert mit dem Weg und der Wander-schaft, im muslimischen Denken ist der Fremde auch der Nachbar, er ist assoziiert mit dem Anderen, der einem anderen Gesetz untersteht.

Bevor ich auf den Anderen im muslimischen Verständnis eingehe, möchte ich den zweiten Aspekt, der im christlichen Verständnis von zentraler, im muslimischen Verständnis von marginaler Bedeutung ist, eingehen. Es ist der Aspekt des leidenden Fremden.

Der notleidende Fremde

Das erste Bild von Jesus Christus ist das des Säuglings in der Krippe von Bethlehem: (Lukas 2:7 „Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.“) Für den erwachsenen Jesus Christus gilt das Bild des leidenden Sohn Gottes, des Gekreuzigten.

Zusammengefaßt finden wir also eine Vorstellung von einem leidenden Fremden. Und diesem leidenden Fremden gilt das Gebot der Nächstenliebe, die Leidenden werden mit Jesus Christus, der am Kreuz gelitten hat, identifiziert. Und diejenigen, die sich um den Leidenden kümmern, können sich ebenfalls mit Jesus identifizieren, denn er hat die Nächstenliebe gegenüber den Leidenden gelebt. Hier sehen wir, daß im Christentum Kreuz und

Caritas aufs engste miteinander verwoben sind. So wird der notleidende, wandernde Fremde zum leidenden Nächsten:

Der leidende Nächste

Für unseren Zusammenhang ist es wichtig zu sehen, daß im Begriff des Nächsten das Moment der Fremdheit getilgt wird, denn der Nächste kann nicht mehr der Fremde sein. Das Samariter-Gleichnis (Lukas 10:29-37) wird eingeleitet mit der Frage: „Wer ist mein Nächster?“ Das Gleichnis handelt davon, daß ein Mann unter die Mörder fiel. Ein Priester ging an ihm vorbei, ohne sich um ihn zu kümmern, ein Levit ließ den Leidenden ebenfalls unversorgt. Dann kam ein Samariter. Er „verband ihm seine Wunden und goß Öl und Wein und hob ihn auf sein Tier und führte ihn in die Herberge und pflegte sein.“ Danach gab er dem Wirt Geld, damit der Kranke weiter gepflegt würde. Und Jesus erklärte seinen Jüngern: „Der Nächste ist der, der Barmherzigkeit an ihm tat.“ Im Zusammenhang mit der zitierten Aussage im Matthäusevangelium heißt dies: Der Nächste ist sowohl derjenige, der barmherzig handelt, wie auch derjenige, der leidet. Der Nächste ist überall, ich bin ihm durch sein oder mein Leiden nahe. Was aber ist mit dem Fremden, der nicht leidet? Im Christentum gibt es das Leidensparadigma und damit das Gebot der Nächstenliebe für die Leidenden, aber es gibt kein Konzept für den Umgang mit dem nicht-leidenden, nicht-wandernden Fremden.

Exkurs: Vielleicht sollten wir das Problem der Ausländerfeindlichkeit unter diesem Aspekt betrachten: Möglicherweise steckt hinter den fremden- oder ausländerfeindlichen Übergriffen, die es ja nicht erst seit der Wiedervereinigung gibt, aber auch hinter den Äußerungen der Politiker z.B. in der Asyldebatte eine Logik wie folgende: Wir können mit nicht-leidenden, nicht-wandernden Fremden schwer umgehen.

Wenn „Ausländer“ nicht leiden, wenn es ihnen nicht sichtbar schlechter geht als uns, dann fügen wir ihnen Leiden zu. Dann sind sie als Leidende unsere Nächsten, dann gilt ihnen unsere Nächstenliebe. Oder sie wandern wieder.

Der Nachbar

Betrachten wir nun die muslimische Vorstellung. Hier finden wir anstelle des Nächsten den Begriff des Nachbarn. In der Koransure 4:36 wird der freundliche Umgang mit den Nachbarn empfohlen.

Seid gut zu euren Eltern und Verwandten, zu den Waisen und Armen, zu dem

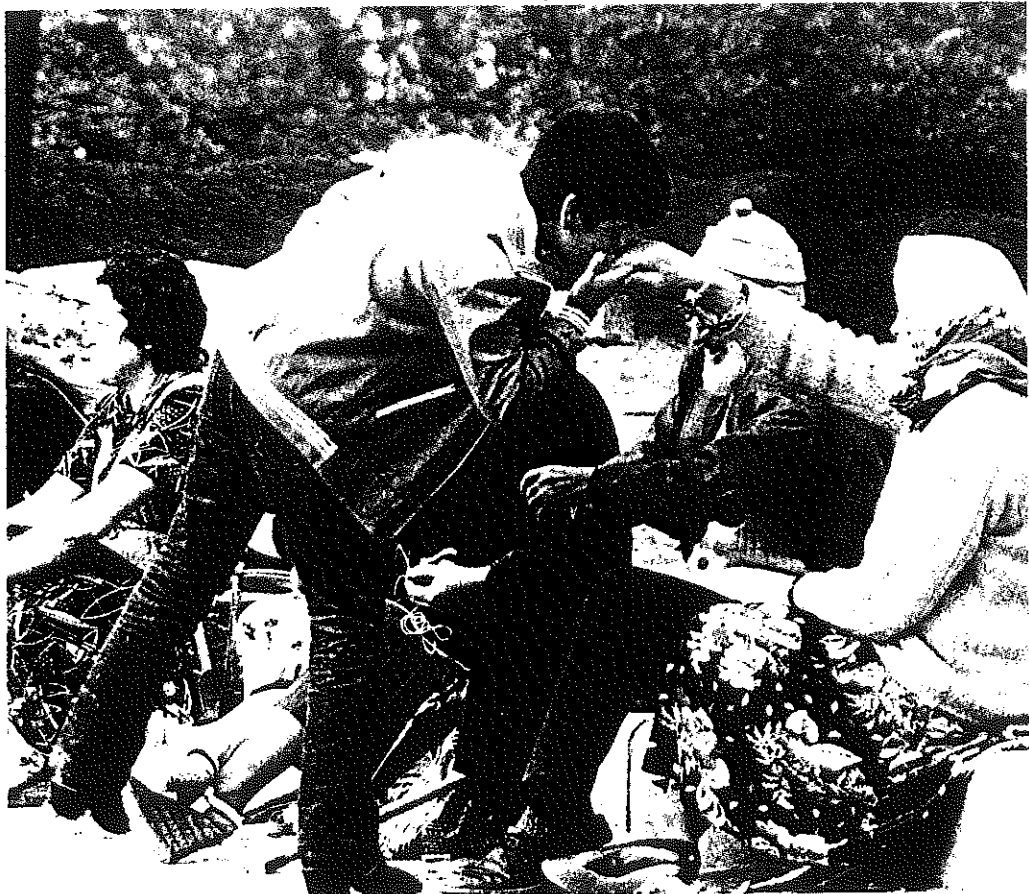
Nachbarn, sei er verwandt oder fremd, dem Reisenden und zu euren Sklaven! Und den Hochmütigen und den Prahler liebt Allah nicht!

Die Nachbarn sind die räumlich Nächsten, und zwar sehr konkret und unabhängig davon, ob sie verwandt oder fremd sind.

In einem Hadith heißt es dazu:

Aischa berichtet: „O Gesandter Allahs, ich habe zwei Nachbarn. Welchem von beiden soll ich meine Geschenke bringen?“ Er erwiderte: „Bring sie dem, dessen Haustür der deinen am nächsten liegt.“ (Buhari 1991:430)

Mir scheint es bedeutsam zu sein, daß



Im muslimischen Verständnis: Das Fremde als das andere gelten lassen

es im Gegensatz zur christlichen Vorstellung des Nächsten hier nicht um einen Leidenden geht. Die Geschenke, die Aischa dem Nachbarn bringen soll, sind keine Beweise der Nächstenliebe, sie soll sie ihm nicht geben, weil er bedürftig ist - eher schon, weil sie selbst einmal bedürftig, auf seine Hilfe angewiesen sein könnte.

Auch im Islam gibt es das Gebot, den Armen und Leidenden zu helfen. Mit der Verpflichtung zum zekat geben ist die Abgabe an die Armen fest installiert, doch es gibt im muslimischen Denken nach meiner Auffassung kein Zusammendenken von „arm und fremd“, oder „leidend und fremd“, wie ich es für das westliche Denken aufgezeigt habe. Vielmehr scheint mir, daß der Fremde soweit als unbekannt und anders erscheint, daß es mehr oder weniger ohne Bedeutung ist, ob er arm und leidend, oder reich und gesund ist. Mit dem Fremden ist der freundliche Umgang empfohlen, aber nicht viel mehr. Er steht sozusagen außerhalb und gehört nicht zum Wir der Gemeinschaft. Die Gemeinschaft wird über die Verwandtschaft, sei sie nun genetisch oder religiös bestimmt, oder Gemeinsamkeit konstruiert. Fremde werden nicht im Wir eingeschlossen.

Ohle beschreibt z.B. in seinem Entwurf für eine Soziologie des Fremden sehr abstrakt: „Das DU ist für das Ich die Inkarnation des Fremden, allerdings mit der Möglichkeit ausgestattet, die Fremdheit im „Wir“ teilweise aufzuheben.“ (Ohle 1978:41).

Diese Möglichkeit der Aufhebung des DU im Wir ist im muslimischen und westlichen Denken unterschiedlich stark ausgeprägt. Während in der westlichen Vorstellung (aufgrund der personalen Gott-Mensch-Beziehung wie auch aufgrund der Definition des Fremden als Nächsten) die Möglichkeit, ein gemeinsames Wir zu konstruieren, immer schon einkalkuliert ist, wird sie in der muslimischen Vorstellung (aufgrund der Distanz zu ALLAH und der

Definition des Fremden als Anderen) schwächer gedacht. Wann immer von Fremdheit die Rede ist, geht es um eine Grenzziehung. Es wird eine Grenze gezogen zwischen innen-außen, Freund-Feind, bekannt-unbekannt etc.. Im muslimischen Denken ist diese Grenze sozusagen stabil, langfristig angelegt, im westlichen Denken erscheint sie flexibel, kurzfristig: Wann immer eine Grenze als solche erkannt wird, setzen (aufgrund des Aufforderungscharakters) Strategien ein, sie aufzuheben bzw. sie zu verschieben. Im muslimischen Denken wird sie dagegen als Grenze anerkannt bzw. manifestiert. Wie dies funktioniert, möchte ich auf zwei Ebenen, auf der psychischen wie auf der politischen, andeuten:

Empathie gilt in der (westlichen) Psychologie als wesentliche Voraussetzung für reifes soziales Verhalten. Dieser Begriff meint in seiner Wurzel „mitleiden“, das Leiden des anderen teilen. Im allgemeinen wird er heute im Sinne von sozialer Sensibilität verstanden, als Sich-Hineinversetzen-Können in den Anderen. Das Kind ist nach Piaget zunächst egozentrisch und entwickelt erst mit zunehmendem Alter soziale Sensibilität. Durch die Fähigkeit, sich in den Anderen hineinversetzen zu können, wird sozusagen die Grenze zum DU aufgehoben. Im muslimischen Denken spielt das Leiden keine zentrale Rolle, für soziales Verhalten gilt das Mitleiden, die Empathie, nicht als Voraussetzung, und auch, so meine ich, das Sich-Hineinversetzen nicht. Der Andere soll nicht von innen heraus verstanden werden, (wie es z.B. in der westlichen Pädagogik für notwendig gehalten wird), sondern er soll in seiner Bedeutung für das Wir betrachtet werden. So ist nicht jeder Andere ein potentielles Mitglied der Gemeinschaft. Gemeinsamkeit wird nicht aufgrund von Ähnlichkeiten, die man bei der Erforschung des Inneren (des eigenen wie des fremden) entdeckt, konstruiert, sie wird vielmehr gesetzt. Soziale Sensibilität

und soziales Engagement beziehen sich dabei in erster Linie auf das Wir, die Mitglieder der Gemeinschaft.

Dies ist auf der politischen Ebene zu beobachten: Wo immer in der Welt Leiden sichtbar wird - das bedeutet häufig, wo westliche Fernsehkameras hingelangen und dadurch das Leiden in die heimischen Wohnzimmer bringen - ist das Spendenkonto westlicher Hilfsorganisationen sehr schnell gefüllt, sind Hilfsaktionen bald im Gange. Nächstenliebe kennt keine Grenzen, weil sie keine Fremden kennt. Daß sie auch ihre Kehrseite hat, weil sie expansionistisch wirkt, habe ich oben bereits anhand der Entfremdung des Fremden und der Transformation des Fremden zum Nächsten aufzuzeigen versucht.

Ebenso hat das muslimische Konzept des Fremden seine Kehrseite: Es hat zwar keine expansionistische Wirkung, aber es ignoriert den Außenstehenden, Anderen. (So sind z.B. Hilfsaktionen für muslimische Schwestern und Brüder verbreitet, aber sie sind meistens auf diese religiösen Verwandten begrenzt. Der Rote Halbmond, das muslimische Pendant zum Roten Kreuz, wird kaum außerhalb der muslimischen Welt aktiv.)

Das muslimische Konzept bietet eine gute Grundlage für Toleranz des Anderen, aber es bietet eine schlechte Grundlage für die Auseinandersetzung mit dem Fremden, Anderen. Beide Konzepte haben ihre Kehrseite. Mit Blick auf die Zukunft möchte ich in einer letzten These aufzeigen, wie beide m.E. weiterentwickelt werden könnten.

Für das christliche Denken und Handeln ist es wichtig, ein Konzept für den Umgang mit den nicht-leidenden Fremden zu entwickeln. Für das muslimische Denken und Handeln ist es wichtig, ein Konzept für die Auseinandersetzung mit dem Fremden zu entwickeln.

Leiden gibt es genug in dieser Welt. Für Christen ist es essentieller Auftrag, das Leiden zu mindern, denn sie stehen im Zeichen des Kreuzes. Bislang hat die westliche Welt jedoch weniger zur Beseitigung des Leidens und der Armut beigetragen als zu ihrer Schaffung. Zynisch formuliert könnte man gar sagen: das christliche Abendland hat sich zunächst die „Dritte Welt“ als Armutsregion geschaffen, um ihr dann im Sinne der Nächstenliebe (als leidender Welt) Entwicklungshilfe (die kaum mehr als Almosen ist) zu geben. Für Christen bleibt auf jeden Fall viel zu tun.

Für sie bleibt auch dort viel zu tun, wo nicht das Leiden im Vordergrund steht, sondern das Fremde oder der Fremde. Damit meine ich, daß es nicht nur für Christen, sondern allgemeiner: für die westliche Vorstellung wichtig ist, den Fremden nicht nur als Notleidenden, Wandernden zu sehen, sondern auch ein Konzept des Fremden zu entwickeln, der anders ist, der nicht leidet, der Nachbar ist, der nicht zu entfremden ist. Toleranz im Sinne des Aushaltens des Fremden, ohne ihn zu entfremden, dies wäre für sie eine wichtige Aufgabe.

Für Muslime, die ein Konzept des Fremden haben, wäre es m.E. wichtig, weniger Toleranz (im Sinne des Aushaltens) des Fremden, dafür mehr Verstehen, auch im Sinne der Empathie, zu entwickeln. Dies meine ich sowohl für den Bereich der Wissenschaft, die im muslimischen Verständnis bislang zu sehr auf die Islamwissen-

schaft beschränkt ist. Eine muslimische Theorie der Ökonomie gilt es ebenso zu entwickeln, wie eine muslimische Psychologie, Pädagogik oder meinetwegen auch Kunsttheorie. Damit meine ich aber auch die Auseinandersetzung mit den Fremden, die von der Norm abweichen und die in muslimischen Gesellschaften häufig sehr unter ihrer Ausgrenzung zu leiden haben: Dies sind nicht nur die einzelnen Geistesgestörten, Homosexuellen, Nonkonformisten oder politisch Andersdenkenden, es sind auch die religiösen und ethnischen Minderheiten. Hier gibt es für Muslime ebenfalls viel zu tun, denn bislang haben sie sehr vieles als außerhalb ihrer Welt liegend ausgegrenzt und ignoriert. Die aktuelle Reaktion der muslimischen Welt auf die Wandlungsprozesse in den muslimischen Gesellschaften sehe ich in diesem Zusammenhang: Den westlich orientierten Intellektuellen fehlt allzu häufig die kritische Auseinandersetzung, den am Islam orientierten Intellektuellen die offene Auseinandersetzung mit den westlichen Denkschemata. Daher fällt, so meine ich, die Entwicklung einer „anderen“ muslimischen Moderne so schwer.

Schlußbemerkung: Fremdheit im globalen Dorf

Die Welt wird zum global village, zum globalen Dorf. Die Menschen und die Kontinente rücken näher zusammen. Mit den Kommunikationsmitteln wird die Welt enger zusammengebunden, die Bevölkerungsexplosion wird uns mehr Menschen bringen. Und gleichzeitig werden die ökologischen Ressourcen z.T. unwiderbringlich vernichtet. In diesem „globalen Dorf“ wird das Problem der Fremdheit immer bedeutsamer, denn immer mehr Fremde begegnen sich und immer mehr Bekannte entfremden sich. Es ist m.E. daher dringend notwendig, daß beide Religionen (bzw.

personifiziert ausgedrückt: Christen und Muslime) neu überdenken, welches Konzept für den Umgang mit Fremden sie haben und wie sie ihr Konzept erweitern können.

Literaturhinweise:

- Brack, Ulrich:** Die Deutschen und die Fremden. in: gemeinsam Heft 24, August 1992, S.39-47
- Buhari, Sahih al:** Nachrichten von Taten und Aussprüchen des Propheten Mohammad. Stuttgart 1991
- Frankenberg, Günter:** Drinnen vor der Tür. in: DIE ZEIT Nr. 47, 13.11.1992, S.95
- Hahn, Alois:** Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse. Selbstthematisierung und Zivili-sationsprozeß. in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsy-chologie. 1982, S.407-434
- Kristeva, Julia:** Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt 1990
- Ohle, Karlheinz:** Das Ich und das Andere. Grundzüge einer Soziologie des Fremden. Stuttgart 1978
- Piaget, Jean:** Die intellektuelle Entwicklung im Jugend- und Erwachsenenalter. in: Schöpfthalter/Goldschmidt (Hrsg.): Soziale Struktur und Vernunft. 1984, S.47-60
- Siefer, Gregor:** Der Fremde in unserem Alltag. Veröffentlichungen des Landratsamt Bodenseekreis. Probleme und Perspektiven am See, Nr. 12, 1990